

David Fuchs

Das Salz ist zu schade

1

Das Salz ist zu schade, sagt die Doberin, das sparen wir fürs Kochen. Sie schneidet die Schnecke auseinander, schabt die Hälften mit dem Messer vom Boden und balanciert sie auf der Klinge zum Kübel. Das Messer wischt sie in der Wiese ab.

Ich halte den Kübel am Henkel fest, mit den beiden Händen und ganz am Rand, damit sie mir die Schnecken nicht versehentlich auf die Hand wirft.

Die Doberin hat ihre eigene Art mit den Schnecken. Sie macht überhaupt viele Dinge auf ihre eigene Art. Nur die Sache mit den Schnecken, an die habe ich mich noch nicht gewöhnt, obwohl es immer meine Aufgabe ist, den Kübel zu tragen.

Seit die Doberin im Krankenhaus war, komme ich fast jeden Tag vorbei. Meine Eltern brauchen mich unterm Tag nicht, und wenn ich am Abend bei der Doberin und Maria esse, ist es ihnen recht, weil ihnen selbst so mehr zu essen bleibt. Die Doberin nimmt mich mit zum Nacktschneckenjagen, bis Maria mit der Hausarbeit fertig ist und der Vater und die Brüder in der Arbeit sind.

Sie haben schon ihren Sinn, die Schnecken, sagt die Doberin, nur nicht in meinem Garten. Das ist wie mit den Pflanzen, sagt sie und rupft ein Büschel Löwenzahn aus der Wiese neben dem Gemüsebeet. Ein anderer, sagt sie, sagt vielleicht Unkraut dazu, aber aus Löwenzahn kann man allerhand machen, Salat zum Beispiel oder einen Sud für die Gelenke. Ich nicke. Ja, sage ich, für die Gelenke. Aber deshalb, sagt sie, will ich den Löwenzahn noch lang nicht in meinem Garten haben, und die Schnecken auch nicht. Die Doberin biegt ein Kohlrabiblatt zur Seite und sagt, schau, da sind gleich zwei.

Ich bin nicht sicher, ob Nacktschnecken Schmerzen spüren können. Aber wenn, dann ist es besser, wenn sie nur ganz kurz etwas spüren. Wenn man sie salzt, dauert es ziemlich lange, bis sie aufgelöst und verschrumpelt sind, und das sieht auf jeden Fall schmerzhaft aus.

Außerdem will die Doberin das Salz ja sparen. Im Sparen ist sie gut. Viel hat sie nicht, aber was sie hat, das hält sie zusammen. Das Schneckenmesser zum Beispiel, das verwendet sie auch für den restlichen Garten. Für den Garten, nicht für die Küche. Sie schärft es nach dem Rundgang in der Früh mit einem abgebrochenen Stück Schleifstein, das auf dem Brett hinter der Stalltüre liegt.

Der Garten ist nicht groß, aber zu groß für die Doberin. Sie wird müde, und muss sich hinsetzen. Zwölf Schnecken haben wir bis jetzt gesammelt. Das ist nicht viel, aber ich habe nichts dagegen,

weil umso mehr Schneckenhälften in dem Kübel sind, umso mehr graust mir.

Es ist noch kalt, so bald in der Früh, aber ich habe schon die kurze Hose an. Die Haare auf meinen Beinen haben sich aufgestellt. Die Hose ist frisch ausgebessert, mit Stoff von einem alten Mantel, den die Mutter ergattert hat. Wenn sie alte Kleidung bekommen kann, trennt sie alle Nähte auf und näht aus dem Stoff etwas Neues. Ich stelle den Schneckenkübel neben der Haustüre ab.

Die Doberin setzt sich auf die Schwelle. Maria kommt sicher gleich, sagt sie. Hast du gehört, frage ich, die Nazis haben am Marktplatz lauter Hakenkreuze aus Papier ausgestreut. Sicher die Buben vom Hamberger, sagt sie, das sind alles Nazis. Sie greift in ihre Kitteltasche und wirft mir einen Apfel zu.

2

Fische stechen ist schwierig. Viel schwieriger als Angeln, weil man steht am Ufer und hat nur eine große Gabel, eine ganz normale Gabel, wie zum Essen, und mit der versucht man den Fisch zu erwischen, wenn er vorbeischwimmt. Es kann einen ganzen Nachmittag dauern, bis man zwei oder drei Fische gefangen hat, und das schaffen wir auch nur, wenn uns der Hamberger nicht erwischt. Es ist sein Grund, und sein Bach, und, soweit es ihn betrifft, sind es auch seine Fische. Wenn er uns erwischt und die Hunde schickt, müssen wir alles liegen lassen, die Gabel, die Fische, alles, und dann haben wir zu Hause nur Brot und Gemüse. Der Vater kommt dann hungrig von der Arbeit, alle sitzen rund um den Tisch und schweigen weil der Vater schweigt.

Mit dem Essen ist es nicht mehr so schlimm wie vor fünf Jahren, da haben die Hahnenschwanzler alles durchkämmt, die ganzen Arbeiterhäuser, auf der Suche nach ein irgendwelchen Leuten, und so nebenbei haben sie alles mitgehen lassen, was ihnen gefallen hat, von den Ersparnissen und dem bisschen, was halt da war an Wertsachen. Die Doberin redet heute noch manchmal davon, und dass es ein Glück ist, dass der Vater nie bei der Partei war, weil sonst hätte er sicher keine Arbeit bei der Gemeinde bekommen, nach dem ganzen Theater.

Ich steche zu. Eine habe ich, eine kleine Forelle, aber groß genug fürs Abendessen. Ich hole sie heraus, vorsichtig, damit sie mir nicht von der Gabel rutscht. Maria sagt, jetzt erschlag sie. Die stirbt eh, sage ich. Die Forelle zappelt. Ich halte ihr die Gabel hin. Du kannst die doch nicht zappeln lassen, sagt und nimmt mir die Gabel samt Fisch aus der Hand. Sie packt die Forelle beim Schwanz und schlägt sie auf einen Stein. Die Forelle hört auf zu zucken.

Das Erschlagen ist mir beim Fischen am meisten zuwider. Egal, wie man es macht. Ob man jetzt den Fisch packt und irgendwo dagegen schlägt, oder ob man einen Holzstock nimmt oder sonst was, es ist mir einfach zuwider.

Ich esse sie gerne, aber erschlagen, das ist nicht meines. Aber es ist wie bei den Schnecken. Wenn man sie schon töten muss, dann wenigstens schnell, bevor sie etwas spüren. Und Fische spüren sicher etwas, wenn sie an Land ersticken. Die sind kein Ungeziefer, sondern schon echte Tiere. Sogar mit Augen.

Maria ist es egal, sie erschlägt sie einfach so. Ich glaube nicht, dass sie es mag, sondern dass es ihr einfach nichts ausmacht. Das ist unsere Arbeitsteilung: Ich steche die Fische, Maria erschlägt sie.

Wie geht es der Doberin?, frage ich und Maria sagt, sie ist ganz anders, seit sie aus dem Krankenhaus wieder da ist. Der Gottfried war einmal dort, aber es war keine Besuchszeit, dann ist er jeder gefahren. Was hat sie denn, frage ich und sie sagt, Auszehrung hat sie, und seelisch gehts ihr nicht gut. Die Rettung hat sie heimgebracht, sagt sie, einfach in den Garten haben die sie gesetzt, und es war ein Glück, dass der Vater sie gefunden hat, weil es schon Abend war und ein kalter Märztag. Sie zuckt mit den Schultern. Stichst du uns noch einen Fisch?

3

Drei Fische haben wir gefangen, eine große Forelle und zwei kleinere. Wir sind vier, Maria, ich, die Doberin und der Vater, aber die Doberin kann man nicht rechnen. Sie hat noch nie viel gegessen, und seit dem Winter noch viel weniger. Ich bin alt, sagt die Doberin immer, dabei ist sie nicht alt, keine fünfzig.

Also werden die drei Forellen reichen für uns vier, wenn wir sie ganz aufessen und nichts überlassen, besonders nicht das Fleisch aus den Wangen. Ich bekomme immer das Wangenfleisch von Marias Fisch, weil es ihr vor dem Fischkopf graust und der für sie immer abgeschnitten wird, bevor sie den Fisch auf den Teller bekommt. Komisch eigentlich. Beim Erschlagen hat sie kein Problem, aber den Fischkopf, den kann sie nicht sehen.

Wir gehen den Weg entlang, der am Grund vom Hamberger vorbeiführt, vom Hamberger, auf dessen Wiese man nicht einmal Blumen pflücken darf und von dem alle sagen, dass er ein Nazi ist. Wir biegen in die Straße ein und Maria sagt, da liegt wer vor dem Haus. Und tatsächlich, vor dem Haus auf der Schwelle liegt die Doberin. Sie lehnt am Türstock, aber aus der Entfernung kann man nicht sehen, ob sie atmet oder nicht. Maria lässt die Fische fallen und läuft zum Haus. Ich laufe ihr nach.

Schlecht sieht sie aus, die Doberin, dünn, und ihre Zähne sehen in ihrem Gesicht viel zu groß aus, wenn sie spricht. Die Doberin flüstert etwas. Hol den Vater, sagt Maria zur mir, lauf und hol den Vater.

Ich laufe. Ich laufe zur Hambergerwiese, dann kürze ich ein Stück über die Wiese ab, ohne hinzusehen, ob der Alte mit dem Hund irgendwo herumsteht.

Der Vater arbeitet auf der Gemeinde. Es ist nicht weit bis zum Dorfplatz, und es dauert nur ein paar Minuten, dann bin ich dort. Aus der Entfernung sieht der Dorfplatz ganz weiß aus, wie Schnee. Aber es kann kein Schnee sein, wir haben April, und dann komme ich näher und sehe die Hakenkreuze. Es sind lauter kleine Hakenkreuze aus Papier, aus weißem Papier, die jemand überall am Platz verteilt hat. Überall. Die Kinder spielen damit und der Vater sitzt seiner Arbeitskluft auf dem Bankerl vor dem Rathaus, hat den Besen an die Wand hinter sich gelehnt und sieht den Kindern zu.

Hubert, sage ich. Der Vater heißt Hubert, und er ist ja nicht mein Vater, also sage ich Hubert zu ihm. Alle nennen ihn Hubert, auch der Bürgermeister, und der Gendarm, und alle. Der Vater ist einfach der Hubert. Hubert, der alles macht und eigentlich auch den Dorfplatz putzen sollte.

Was soll ich machen, sagt der Vater, sieh sie dir an, schau dir das an, was sie gemacht haben, die Nazibuben. Wenn ich das aufkehre, schlagen sie mich, sagt er. Hubert, sage ich. aber der Bürgermeister will sicher nicht so einen Dreck auf dem Dorfplatz, sagt er. Hubert, sage ich, die Doberin.

Er dreht den Kopf zu mir, als ob er mich jetzt gerade zum ersten Mal bemerken würde. Die Doberin, sage ich. Der Vater steht auf. Er nimmt den Besen, legt ihn über die Schulter und dreht sich noch einmal zum Dorfplatz um. Hubert, sage ich.

Die Kinder laufen über den Platz. Sie werfen die Hakenkreuze in die Luft und dann schneit es und sie kreischen vor Freude.